



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Rokokostudien : 4. Artig und galant

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

ihm diese Zaghaftigkeit nicht einmal übelnehmen. Es ist wahrhaftig nichts kleines, einen König von so argwöhnischer Gemütsart in der Mitte seiner knechtischen Umgebung zur Rechenenschaft zu ziehen, besonders wenn er gegen diesen fast keinen Schritt thun kann, ohne die eigne Mutter, die er trotz alledem zärtlich liebt, und die zu schonen er vom Vater ausdrücklich angewiesen wird, mitzuverlezen und ihre Schande an den Tag zu bringen. Und wäre er noch ein thatkräftiger Reformator, den ein heiliger Zorn triebe, das Schlechte, das ihm auf seinem Wege begegnet, mit Stumpf und Stiel auszurotten! Wohl hat er ein scharfes Auge für die Schlechtigkeit der Menschen — freilich nicht aus Schadenfreude oder einem gewissen Genugthuungsgefühl, wie man ihm neuerdings hat andichten wollen —, aber ihr Anblick, anstatt ihn zum Handeln anzuspornen, erfüllt seinen für alles Schöne und Edle empfänglichen Sinn mit Ekel und lähmendem Widerwillen. Er betrachtet die ihm aufgedrungene Reformatorrolle geradezu als ein Unglück:

Schmach und Gram,  
Daß ich zur Welt sie einzurichten kam!

Es ist nicht anders, allen übergeistreichen, modernen und modernsten Theorien zum Trotz wird man sich zur Aufhellung dieses „psychologischen Rätsels“ mit Goethes Erklärung begnügen müssen: Hamlet geht unter einer Last zu Grunde, die er weder tragen noch abwerfen kann; es ist hier eine große That auf eine Seele gelegt, die dieser That nicht gewachsen ist.



## Rokofostudien

### 4. Artig und galant



ine Wochenschrift aus dem Jahre 1725 kündigt einmal scherzhaft ein Dictionnaire des mots favoris an, „woraus eine neue Sprache kann gemacht werden.“ Es soll damit die gezierte und mit albernen Modewörtern stetig aufgefrischte Sprache der Stutzer verspottet werden, wie sie sich auch damals in der Gesellschaft wohlgefällig breit machte. Die Sprachbildnerische Kraft, die hier freiesten Spielraum fand, ist bekanntlich bis in unsre Tage lebendig geblieben und bereichert, getragen durch die Macht des Quia absurdum, noch immer den Wortschatz mit herrlichen Schöpfungen. Wem es Bedürfnis ist, des Lebens

Unverstand mit Wehmut zu genießen, der kann, wenn er den lustigen Seitensprüngen und Verirrungen des Sprachgeistes bis in das Zeitalter des fin de siècle folgt, seine Rechnung finden. Es werden sich stattliche Beiträge zu einem Dictionnaire des mots favoris aufdrängen. Ganz undankbar erscheint die Aufgabe nicht. Eine Art von Methode wird sich auch in dem Wahnsinn erweisen lassen. Ob freilich die gewonnene Einsicht auch zu der aufgewendeten Mühe im rechten Verhältnisse stehen wird, ist zweifelhaft. Enthebt man aber die Betrachtung der engen Sphäre und dehnt den Begriff auf die Lieblings- und Schlagwörter ganzer Perioden und hervorragender Menschen aus, so gewinnt man sofort ein weites Gesichtsfeld. Wer die Lieblingswörter einer Zeit kennt und deutet, der kennt auch ihre Ideale, ihr Denken und Fühlen, ihr Hoffen und Sehnen.

Zwei solcher Begriffe, die für lange Zeit den bis zum Überdruß gebrauchten Ausdruck der letzten Ziele geselliger und ästhetischer Kultur gebildet haben, sind die Wörter artig und galant. Unter ihrem Zeichen steht die Zeit des Kokoko, dessen Wesenseigenheiten gerade in ihnen die beste Sprachprägung gefunden haben.

Die Geschichte des Wortes galant, das in geschwächter und verblasster Bedeutung heute gewiß keine Zierde unsrer Sprache mehr bildet, hat in Rudolf Hildebrand einen Darsteller gefunden, der der Entwicklung des Begriffes in allen seinen Schattirungen aufs sorgfältigste nachgegangen ist. Der Artikel Galant in Grimms Wörterbuche ist eine wahre Fundgrube sprachlicher und kulturgeschichtlicher Belehrung. Das Wort drang ungefähr seit 1670 in unsre Sprache ein und wurde dem verwelkenden Geschlechte dieser Zeit rasch unentbehrlich.

Der arge Mißbrauch, der bald mit dem Modeworte getrieben wurde, erregte die Entrüstung ernster Gemüter und rief lauten Widerspruch hervor. Im Jahre 1687 erschien in deutscher Sprache zum Entsetzen der in ihren heiligsten Gefühlen beleidigten Gelehrtenzunft ein Anschlag am schwarzen Brett der Leipziger Universität: „Christian Thomas eröffnet der studierenden Jugend zu Leipzig in einem Discours, welcher Gestalt man denen Franzosen im gemeinen Leben und Wandel nachahmen solle? ein Collegium über des Gratians Grund-Reguln, vernünftig, klug und artig zu leben.“ Der kühne Neuerer erkennt das Übergewicht und die bildende Kraft des französischen Geistes willig an und meint nur, daß man in der Nachahmung „das rechte Pflöckchen“ noch nicht getroffen habe. Als ihm bei seinen Ausführungen das Wort galant in die Feder kommt, unterbricht er sich selbst mit der Frage: „Aber ad propositum was ist galant und ein galanter Mensch? Dieses dürfte uns in Wahrheit mehr zu thun machen, als alles vorige, zumahlen da dieses Wort bey uns Teutschen so gemein und so sehr gemißbraucht worden, daß es von Hund und Katzen, von Pantoffeln, von Tisch und Bänken, von Feder und Tinten, und

ich weiß endlich nicht, ob nicht auch von Äpfeln und Birnen zum öfteren gesagt wird.“

Wie wenig aber sein Spott gegen die Herrschaft des Wortes auszurichten vermochte, zeigt die gleiche Klage, die siebenunddreißig Jahre später Gottsched gegen den Eindringling erhebt. Dem rüstigen Sprachreiner war das von aller Welt gebrauchte galant ein Dorn im Auge. „Es hat — so schreibt er in seinen »Vernünftigen Tadelrinnen« — unsern heutigen Sprachmischern so wohl angestanden, daß sie es zu einem rechten Scherwenzel gemachet, der überall gelten muß. Man hört unter uns nicht nur von galanten Mannspersonen und galantem Frauenzimmer, sondern von galanten Hunden, Pferden, Katzen und Affen. Ein galantes Paar Stiefeln ist unsern jungen Herren nichts Neues. In der Küche und Wirtschaft höret man oft von einem galanten Ragout, Fricassée, Hammel- und Kälberbraten. Ja ich weiß mich zu entsinnen, daß ein gewisses Frauenzimmer einmal erzählte, wie sie ihrem Manne leiglich einen galanten westphälischen Schinken vorgesetzt hätte. Mit einem Worte, der Mißbrauch dieses Wortes ist so groß, daß alles, was man sehen, hören, riechen, schmecken, fühlen und empfinden kann, galant, überaus galant und vollkommen galant heißen muß.“ Natürlich fühlte der entrüstete Schreiber die Verpflichtung, für das angegriffene Fremdwort einen geeigneten Ersatz aus dem heimischen Reichthum vorzuschlagen. Er glaubte nichts besseres an seine Stelle setzen zu können als artig. „Das Wort artig — so begründet er seine Ansicht — hat auch wirklich unter uns eine so weitläufige Bedeutung, daß es mit dem französischen, wo nicht ganz und gar, doch unter allen andern am meisten übereinstimmt und also gar wohl an seiner Stelle gebraucht werden kann.“

Die Verdrängung des Wortes galant konnte Gottsched freilich nicht gelingen, so lange das Vorbild fremder Kultur, der Zauber von Paris noch herrschte. Wohl aber gewinnt das Wort artig neben galant seinen eignen Wert; es stellt sich gleichberechtigt daneben, übernimmt auch die Stellvertretung, ja beide verbinden sich oft zu einem Ganzen, und in ihrer Verbindung stellen sie recht eigentlich die Elemente dar, die sich in der Kultur der Zeit vereinigen. Das Artige bringt als Mitgift die natürliche Anlage, die heimische Gefälligkeit, das Galante den Glanz und die Feinheit fremder Bildung. Erst hat galant den vollern Klang; im Laufe der Zeit — auch ein Zeichen des allmählichen Kulturwandels — gewinnt der Begriff artig reichern Gehalt, der Ausdruck galant verwelkt, wird immer nichtiger und bedeutungsloser. Man denke an den Gebrauch des Wortes artig bei Goethe. Welche Fülle birgt es hier! Es gehört zu den Lieblingen des Dichters (wie bedeutend, gelassen, löblich, heiter u. a.).

Die Grenzen beider Begriffe wurden meist nur unklar empfunden, gerade ihre Verschwommenheit machte sie zu bequemen Münzen, mit denen man in

der Unterhaltung bezahlte und bezahlt wurde. In einer wunderbaren Gesellschaft läßt Gellert einmal die Worte erscheinen. „Ist nicht meine Frau, ruft ein Ehemann aus, die artigste, die liebeichste, die klügste, die wirtschaftlichste, die galanteste, die frömmste Frau von der Welt?“ Es soll hier die sinnlose Anwendung der Modewörter anschaulich gemacht werden. In vielen Fällen bot die Wahl des einen oder des andern Wortes den stilistischen Vorteil, mit dem Ausdruck wechseln zu können. Eine feine Empfindung für den Unterschied von artig und galant zeigt der Verfasser einer Abhandlung: „Pflichten der Mannspersonen gegen das Frauenzimmer.“ Da heißt es: „Wenn ich mit Fischen tändele, so habe ich dabey öfters ernsthaftere und nützlichere Betrachtungen gehabt als ein junger Herr, wenn er mit seiner Schönen die galantesten (artigsten würde doch nicht galant genug klingen) Unterredungen gehalten.“

Das vollste Genügen bot die Verschmelzung beider Ausdrücke, da sich bei dieser deutsch-französischen Amalgamirung das Nachdenken über ihre Bedeutungsverschiedenheit ganz überflüssig machte und nur dunkel ihre Ergänzungsfähigkeit empfunden wurde.

Dermaßen müßt ihr nun euch neigen, schmiegen, bücken  
Und eure Falten stets nach andrer Willen rücken,  
Damit euch jedermann galant und artig heißt!

ruft Philander von der Linde den Jünglingen zu, die die Blüte gefelliger Bildung zur Erscheinung bringen wollen. „Das wäre vortrefflich — sagt Herr Damon in Gellerts Lustspiel »Das Los in der Lotterie« —, wenn Sie meine Jungfer Ruhme recht verliebt machen könnten. Ihnen traue ich alles zu; denn Sie sind artig und galant.“ Auch bei Goethe erscheint das Zwiegespräch. Wilhelm Meister (Buch 3, Kap. 10) wird aufgegeben, „er solle seine Ehemannsrolle so gut und so lange als möglich spielen; wenn er sich aber endlich entdecken müßte, so solle er hübsch artig und galant sein.“

Während sich aber die große Menge die Wörter als den glücklichen Ausdruck mehr instinktiv empfundenen, als zu deutlicher Vorstellung gebrachter Ideale für den bequemen Gebrauch nutzbar machte, suchten sich einzelne Rechenenschaft über die Bedeutung zu geben, den Gehalt der Wörter zu prüfen. Thomasius sucht in seiner erwähnten Abhandlung eine Wertbestimmung des Ausdruckes galant zu geben, die ihm die beste und vornehmste Seite abgewinnt. Er hält es für schwer, den Begriff ganz scharf zu fassen. „Ich halte meines Bedünkens davor — führt er aus —, daß es etwas gemischtes sey, so aus dem je ne scay quoi, aus der guten Art etwas zu thun und der manier zu leben, so am Hofe gebräuchlich ist, aus Verstand und Gelehrsamkeit, einem guten judicio, Höflichkeit und Freudigkeit zusammengesetzt werde, und deme aller Zwang, affectation und unanständige Plumpheit zuwider sey.“ Er stellte

seinen Landsleuten ein Bildungsideal auf, das an den deutschen Charakter starke Anforderungen stellte, da es die Vereinigung innerer Gediegenheit und äußerer weltmännischer Gewandtheit verlangte. Der Galanthomme sollte der gesellschaftliche Idealmench sein,

Des Hofmanns Auge, des Gelehrten Zunge,  
Der Sitte Spiegel und der Bildung Muster.

Diese hochgesteckten Ziele des Thomasius, der den besten Gehalt des französischen Geistes mit dem deutschen Wesen zur erhöhten Einheit verschmelzen wollte, spotteten der Verwirklichung. Die Mischungselemente waren zunächst zu ungleich, das Übergewicht der französischen Form war zu mächtig. So wurde bei dem neuen Bildungsbau sehr bald die Fassade die Hauptsache, der Ausbau des Innern wurde weniger betont. Galant zu sein und überall dafür zu gelten wurde ebenso allgemeines Bedürfnis, als heute „gebildet“ zu sein. Derselbe Mißbrauch, der mit diesem Lösungswort unsrer Zeit getrieben wird, heftete sich an das Wort galant. Bis in die untersten Schichten drang sein verklärender Schimmer. „Es ist wahr, wer galant reden kann, ist doch allenthalben beliebt,“ äußerte in Picanders Lustspiel „Der Säuser“ ein Diener mit sehnsüchtigem Blick in ein ihm verschlossenes Paradies. Es ist der schillernde Schein, die gefällige Außenseite, der Reiz des für deutsche Gemüter immer mächtigen Fremden, denen man bei diesem Bildungsseifer nachjagte.

Gerade das, was Thomasius zu gegenseitiger Durchdringung vereinigen wollte, der innere Gehalt und die äußere Form, trennte sich oft feindlich. Die schwerfällige Gediegenheit deutscher Natur verschärfte sich zur Pedanterie, die Anmut galanter Bildung verbarg oft leichtfertige Hohlheit. Thomasius rühmte es an den französischen Gelehrten, „daß sie bemüht gewesen, die unnötigen Grillen der Schulfüchse auszutilgen und aus dem Lande zu jagen.“ Der Schulfuchs, der Pedant ist der verhaßte Gegensatz des Galanthomme. Vor nichts hatte sich dieser mehr zu hüten, als vor dem Bleigewicht „schulfüchsigem Wesens“ oder der „Schulfüchjerei.“

So soll ein Galant'homme auch kein Pedante seyn  
Und wie Orbilius stets beim Donato sitzen,

heißt es bei Philander von der Linde. Wie langweilig erschien das Leben des in sein Museum gebannten und unter Folianten vergrabenen Schulfuchses! Wie beklagte man ein zur Lebenslust geschaffenes artiges Weibchen, das neben einem solchen gelehrten Murmeltier sein Dasein vertrauern mußte!

Nach wie hat ein armes Weib  
So gar schlechten Zeitvertreib,  
Wenn sie einen alten Schulfuchs freyhet!

Die größten Feinde galanter Leichtlebigkeit und Beweglichkeit sind nichtige Sorgen, Grübeleien und gelehrte Schrullen, kurz alles das, was die Zeit in

den Lieblingsausdruck „Grillen“ zusammenfaßte. Ihnen erklären die Sänger des Kokoko immer von neuem den Krieg.

Immer lustig, ohne Grillen,  
Allzeit fröhlich, stets vergnügt!

ist die Losung. Lieber sei man ein schellenlauter Thor, nur nicht grillig und langweilig. „Wer gesellschaftlich und galant sein will — so predigt ein Modeheld in einem Gellertschen Lustspiele —, muß viel reden und von lustigen Sachen, sonst schläft man ein. Man muß durch gute Einfälle, durch artige Scherze, durch Wienen, durch ungezwungene Bewegungen einander beleben und ermuntern. Wenn wir einmal in Gesellschaft sind, so kann man nie zu aufgeweckt seyn.“

In dem Vollbesitz galanter Kultur sah das Geschlecht des Kokoko auf frühere Zeiten und Zustände, die es als überwunden betrachtete, mit stolzem Gefühl zurück und freute sich, „es so herrlich weit gebracht“ zu haben. Es ist oft genug ausgeführt worden, wie wenig sich die glückliche Naivität dieser Zeit durch geschichtliche Betrachtungsweise in ihrem Urteil beirren ließ. Wie das, was sie liebte, für ihr Wesen charakteristisch ist, so nicht minder das, was sie haßte. Von nichts fühlte man sich in den Kreisen der Modebildung so sehr abgestoßen, als von allem, was nach alter deutscher Art schmeckte. Es erschien als das gerade Widerspiel des Artigen und Galanten. Das geschichtliche Verständnis dafür schlummerte völlig.

Am schärfsten richtete sich diese Verachtung gegen die alte deutsche Dichtung, so wenig man auch wirklich davon wußte. Die Entwurzelung des nationalen Sinnes von seinem Mutterboden erhält dadurch ein trauriges Zeugnis. Als Inbegriff der altväterischen Sangesweise galten die Reime von Hans Sachs; er war der Vertreter aller geschmacklosen Altertümlichkeit, von der man sich glücklich losgerissen hatte. Der ehrwürdige Handwerksmeister, der nach der Arbeit mit Pfriemen und Ahle am Feierabend den Reichtum eines beschaulichen Gemütes in schlichte Reime fügte, war diesem zierlichen Geschlecht eine lächerliche Gestalt, in deren Verspottung man seinen Witz spielen lassen konnte. Bekannte doch selbst ein Mann wie Thomasius, daß „den Namen d'un homme de bon goût derjenige verdiene, der mehr von Hofmanns oder Caspars Poesies hält als von Hans Sachsens Reimen oder andern Meistergefangen.“ Ein so leichtler Reimer wie Philander von der Linde verspottet einen Poeten,

Der oft so zierlich schreibt, als ob er mit Hans Sachsen  
Noch in der alten Zeit verwildert aufgewachsen,  
Der han vor haben braucht und sich noch kaum enthält,  
Daß nicht ein Lobesfan aus seiner Feder fällt.

Es war schon ein großes Zugeständnis, wenn sich einer der Wortführer der galanten Dichtung, Menantes (Christian Friedrich Hunold, 1680 bis 1721),

zu der Erklärung herabließ, Hans Sachs habe nicht selten „eine solche Emphasin in seinen Reimen, welche uns verwundernd machen kann.“

Natürlich stand die eigne Dichtung der Zeit ganz unter dem Banne des Artigen und Galanten, „indem doch die Poesie — wie sich ein Kunsttheoretiker ausdrückt, nichts anderes als eine galante Art der Eloquenz ist.“ In witzigen Einfällen des Lebens kleine Zierden zu besingen, ein tändelndes Spiel mit Empfindungen zu treiben, „frische Lust am unbedeutenden Dasein“ (Goethe) zum Ausdruck zu bringen, galt als die Aufgabe des Dichters. Geister von ursprünglicher Kraft, die in ihren Liedern den tiefsten Grund eines von mächtiger Leidenschaft erschütterten Herzens offenbarten, nichts sein wollten als Dichter, blieben unverstandne Erscheinungen. Joh. Christian Günthers leichte Gefänge fanden viele Freunde, die Gedichte aber, in denen die Empfindungen einer von Schuld und Not gequälten Menschenseele in ergreifenden Naturlauten zu uns reden, fanden keinen Wiederhall in den Herzen seiner Zeitgenossen. Was war er denn? Er war ja nur ein Dichter, der unftet und heimatlos umherzog. Hätte er als Arzt seine Praxis gepflegt und dann in seinen Feierstunden den Mäusen geopfert, so wäre ihm die allgemeine Anerkennung sicher gewesen.

Geschichte, Wissenschaft, Erfahrung, Umgang, Reisen,  
Die bilden einen Geist, wie wir an Dpitz preisen.  
Wie kommts, daß unter ihm der muntre Günther steht?  
Weil ihn die Dichtkunst nur und sonst nichts erhöhht.

Das war das Glaubensbekenntnis der Zeit, wie es Kästner einmal in einer Betrachtung „Über einige Pflichten eines Dichters“ (1745) ausdrückt. Die ganze artige und galante Dichtung ist ja nichts als Dilettantismus. Der Dilettant aber, mit Goethe zu reden, „haßt das Mächtige, Leidenschaftliche, Starkcharakteristische und stellt nur das Mittlere, Moralische dar.“ Der Dichter mußte einen Rang in der bürgerlichen Gesellschaft einnehmen, erst dann konnte er in der artigen und galanten Welt als ebenbürtig auftreten; der Lorbeerkrantz des gottbegnadeten Sängers gab ihm noch keinen genügenden Rechtstitel. Benutzte er die ihm verliehene Gabe und nach der allernuesten Mode ausgebildete Kunst — Wegweiser zu den Höhen des Parnasses gab es ja in Hülle und Fülle —, festliche Tage zu verherrlichen, bei Hochzeiten und Kindtaufen mit witzigen Reimen aufzuwarten, so durfte er auf reichen Beifall rechnen. Die Gelegenheitspoesie auf Grund des Do ut des war die Herrin des Tages. In ganz anderer Weise noch, als es Ed. v. Hartmann von unsrer Zeit behauptet, war der gesellige Verkehr eine „Schmeicheleiversicherungsanstalt auf Gegenseitigkeit.“ Die Dichtung oder Massenreimerei trug diesem Bedürfnis ausgiebig Rechnung.

Und wie man sich hochmütig abwendete von der Sprach- und Denkweise der alten Dichtung, so empfand man ebenso lästig die Zeugnisse der frühern

Kunst. In die Verachtung der Gotik faßte sich der leidenschaftliche Haß zusammen, der die artige und galante Welt der Aufklärung von den Schöpfungen des Mittelalters schied. Der Name gotisch ist ja von Haus aus ein Schmähwort, mit dem der italienische Humanismus eine seiner nationalen Empfindlichkeit widerwärtige Kunst zu brandmarken suchte. Lorenzo della Valla ist der Chorführer dieser Gotenhasser gewesen; die Legende der gotischen Barbarei hat auch nach ihm in Stalien gläubige Verehrer gefunden. Sie hat sich trotz aller Einsprüche einer besonnenen historischen Kritik — Flavio Biondo trat ihr schon entgegen — widerstandsfähig und unausrottbar gezeigt. Auch in Deutschland, wo die Goten doch auf eine billigere Beurteilung hätten rechnen sollen, fand sie raschen Eingang. Es wurde Mode, alles, was dem geläuterten Empfinden widrig erschien, alles Geschmacklose als gotisch zu bezeichnen. In diesem allgemeinen Sinne erscheint das Wort in dem Sprachgebrauch des achtzehnten Jahrhunderts. So verwendet es noch Lessing. Auch Goethe war in dieser Auffassung aufgewachsen. „Unter die Rubrik Gothisch — so bekennet er in dem begeisterten Hymnus: »Von deutscher Baukunst« — gleich dem Artikel eines Wörterbuches häufte ich alle synonymischen Mißverständnisse, die mir von Unbestimmtem, Ungeordnetem, Unnatürlichem, Zusammengestoppeltem, Aufgeflicktem, Überladnem jemals durch den Kopf gezogen waren. Nicht gescheiter als ein Volk, das die ganze fremde Welt barbarisch nennt, hieß alles Gothisch, was nicht in mein System paßte, von dem gedrechselten bunten Puppen- und Bilderwerk an, womit unsre bürgerlichen Edelleute ihre Häuser schmücken, bis zu den ernstesten Resten der ältern deutschen Baukunst, über die ich auf Anlaß einiger abenteuerlichen Schnörkel in den allgemeinen Gesang stimmte: »Ganz von Zierat erdrückt!« und so graute mirs im Gehen vorm Anblick eines mißgeformten krausborstigen Ungeheuers.“

Besonders hatte man — wie auch Goethes Äußerungen zeigen — die Bauwerke der ältern Zeit bei dem Worte gotisch im Sinne, ohne jedoch damit die klare Vorstellung eines bestimmten Baustiles zu verbinden. Diese Abneigung des Kokoko gegen die Bauweise der Vorzeit läßt sich recht wohl erklären. Was wollten die himmelanstrebenden Zeugnisse eines kraftvollen Bürgertums diesem höfischen Geschlechte sagen? Man denke sich die weiten Räume eines Domes erfüllt von einem geschminkten und gepuderten Kokokovölkchen! Welcher Gegensatz!

Man suchte diese durch den innern Widerstreit der Jahrhunderte begründete Voreingenommenheit gegen die Gotik aber auch ästhetisch zu rechtfertigen. In den „Discoursen der Mahlern“ werden (II, 22) „die Gebäude der Gothischen Architektur mit der neuen Baukunst, die natürlich ist,“ verglichen. Wie schon der Eingang vermuten läßt, läuft die kunsttheoretische Erörterung auf eine sehr abfällige Kritik der frühern Zeit und eine Lobpreisung der neuen wahren Bauweise hinaus. „Diese gothischen Secula der

Ungefehrlichkeit hatten die Proportion der Natur verwahrloset und aus der Acht gelassen" — das ist der Kern der Beweisführung. In den seltsamsten Figuren, so wird weiter auseinandergesetzt, stellen sich diese gotischen Schlösser und Tempel dem Beschauer dar. Die Alten scheinen sie „mit Fleiße gebauet zu haben, um durch die unnatürliche Extravaganz, die wir darinnen finden, ein Gelächter zu erwecken. Diese phantastischen Baumeister haben die Schönheit eines Gebäudes in seiner ungemessenen Größe und seinen Zierrathen gesucht.“ Aber gottlob! die Zeiten der Barbarei und des Ungeschmacks sind vorüber; eine neue Zeit geläuterten Formensinnes ist angebrochen. „Man hat sich seit einem Seculo von der Gothischen Krankheit zu bauen erholet, die wahre Proportion der Natur ist wieder gefunden worden, und zu gleicher Zeit hat die Veränderung der Moden zu bauen aufgehört, die heutigen Gebäude behalten durchgehend die Form der natürlichen Schönheit.“ Als neues Vorbild wird bald darauf die griechische Kunst ausgerufen.

Was Gothisch ist zu fliehen, was Griechisch ist, zu schätzen

wird die Losung (1742). Es ist bekannt, was es mit dieser Hellenisirung des Geschmacks auf sich hatte, wie unbefangen in diesem Pseudogräcismus der Geist des Jahrhunderts sein Spiel trieb. Auch das nun auf den Schild gehobene Griechentum mußte sich einen starken Beigeschmack des Artigen und Galanten gefallen lassen.

Das Gesellschaftsleben, die Dichtung, die Kunst, sie alle offenbaren also denselben Grundzug. Am freiesten entfaltete sich, begünstigt durch das Zusammenwirken verschiedener Umstände, das Wesen artig-galanter Kultur in Kursachsen. Es ist ja auch von Semper geradezu als Heimatland des Rokoko in Anspruch genommen worden. Im guten und schlimmen Sinne heißt es das galante Sachsen. La Saxe galante nennt sich die Erzählung der Liebesabenteuer des von den Zeitgenossen als das Ideal höfischer Galanterie bewunderten August des Starken, des großen Virtuosen des Sinnengenusses. Man denke sich unter dem Buche kein in taciteischen Farben gehaltenes Sittenbild. Mit innigem Behagen entrollt der in Einzelheiten wenig zuverlässige Schwäger Böllnig ein Gemälde höfischer Sittenlosigkeit und lüsterner Trivolität. Ihr blendender Schein bestach selbst das Urtheil ernstgesinnter Geister und machte sie unempfindlich gegen die sittliche Hohlheit, die sich unter gefälligen Formen so angenehm zu verhüllen wußte.

Gepriesnes Sachsenland, erkenne doch dein Glück  
Und sieh die Fastnachtslust mit einem schärfern Blick

sang alles Ernstes der ehrenfeste Gottsched, der eifrige Hüter guter bürgerlicher Sitte. Als „der Sachsen Paradies“ erschien Günthers begeisterter Muse Dresden. Während hier in der schwülen Luft eines sittenlosen Hof-

lebens der Geist der Galanterie seine üppigsten Triebe zeitigte und das Wort galant einen übeln Klang erhielt, erscheint in der Bezeichnung „das so gelehrte und galante Obersachsen,“ wie es im „Hamburger Patrioten“ einmal genannt wird, Leipzig als das bewunderte Vorbild. Mit Vorliebe wird es das galante genannt, und in der Regel ist hier das Wort ein epitheton ornans. Ein vielstimmiger Chor von Lobrednern hat den Ruhm der Stadt im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert verkündet. Es erhöht den Wert dieser Hymnen, daß meist Fremde, die vorübergehend oder dauernd hier eine Heimstätte fanden, die Stadt in Wort und Lied verherrlichten. Besser, der Hofdichter Friedrichs I. von Preußen, der in Leipzig seine Gattin, „die unvergeßliche Kühleweinin“ gefunden hatte, nannte es „das nette und wohlgefittete, die Säug-Amme beydes der Musen und der Gracien,“ einem gelehrten Bewunderer galt der berühmte Meß- und Handelsplatz auch als bonarum artium et elegantiae mercatura. In diesem Sinne ist auch die Stadt als vornehmste Bildungsstätte Deutschlands im achtzehnten Jahrhundert das „galante Leipzig.“ Alle Reize des Ortes umschloß dieser weite Begriff. So wird in Menantes Lehrbuche: „Die allerneueste Art, zur reinen und galanten Poesie zu gelangen“ der Preis des galanten Leipzigs als Thema empfohlen und folgende Disposition angegeben: „Leipzig ist ein galanter Ort. Es hat eine lustige Lage, schöne Häuser, wohl-regulirte Gassen, schöne Kirchen, ein wohlbestelltes Rathhaus, eine Welt-berühmte Universität, gelehrte und höfliche Einwohner und, was das Vornehmste, es findet sich hier vor andern Orten schön und complaisant Frauenzimmer.“

Gleichen Anteil an dem Ruhmestitel haben die gelehrte Bildung, die Tüchtigkeit und der Reichtum des Handelsstandes, die Feinheit schicklicher äußerer Formen, wie sie sich in der französischen Kolonie darstellte. Auch die akademischen Bürger der Stadt durften sich unter die gelehrten und höflichen Einwohner rechnen. Wie das studentische Wesen durch den Geist der Galanterie veredelt wurde, ist aus Zachariäs „Renommisten“ und Goethes „Wahrheit und Dichtung“ bekannt. Schon äußerlich hob sich der Leipziger Musensohn vorteilhaft von den Jüngern andrer Universitäten ab. „Eine lange Stoßklinge und ein gelbes Gefäß mit einem großen runden Stichelblatte, so läßt sich ein Kenner vernehmen, sind ein untrügliches Merkmal eines Hallensers. Ein schwarzes eisernes Gefäß ist das Kennzeichen eines Senensers. Eine breite Klinge ist wittenbergisch. Und ein kleiner Galanteriedegen ist das Kennzeichen eines Leipzigers.“ Die Klopfflechter und Kaufbolde sahen freilich mit verächtlichem Lächeln herab „wenn etwa ein artiger Leipziger mit dem Hut in dem Arm und mit einem Affektationsbändchen an seinem kleinen Gewehrchen über den Markt geht.“

Den besten Trumpf hat sich Menantes für den Schluß aufbewahrt: den schönsten Ruhm Leipzigs bilden die Frauen. Die kursächsischen Schönen

überhaupt standen in dem Rufe der Galanterie,\*) unter ihnen aber sind die Leipzigerinnen alle Zeit am meisten verherrlicht worden. Sie waren die Vertreterinnen der bürgerlichen Galanterie, die Zierden der vielgerühmten Leipziger Geselligkeit, das Orakel des guten Geschmacks für weite Kreise.

Seinen reichsten und besten Inhalt hat das Wesen artiger und galanter Bildung in der Welt des bessern Bürgertums gewonnen, in der „Breite der Mittelklassen,“ wie Goethe sich ausdrückt. Aber so anmutig und gefällig sich auch in vielen kleinen Zügen das Leben darstellte, es mußte das Gepräge der Beschränktheit und Einförmigkeit tragen. Die Vielgestaltigkeit menschlichen Strebens und Empfindens, die in der Tiefe nach Befreiung rang, verbarg sich hinter der glatten Oberfläche des Daseins. Die Stunde kam, wo unter schmerzlichen Wehen ein neuer Geist die Fesseln zerbrach und aus der Enge hinaustrat in eine für den trunkenen Blick zunächst unabsehbare Weite. Schrankenloser Individualismus, das Gefühl „der jüngsten, reinsten Menschheit“ forderten mit prometheischem Troze ihre Rechte. „O Schicksal, o Menschheit“ ruft Werther — welche Fülle von Reimen trieb dieses Wort in der schwellenden Kraft des neuen Geisteslenzes, nachdem es lange in der Sprache wie erstorben geruht hatte. Alles, was die Zeit in ihren Tiefen erregte, in Freud und Leid erbeben machte, „das tiefe schmerzenvolle Glück“ drängte sich in dieses Wort.

Die menscheit muoz verderben,  
suln wir den lön erwerben —

so ertönt der weltflüchtige Geist mittelalterlicher Weise in Walthers Kreuzzuglied. Dieses Demutsgewand hatte das Wort ganz abgestreift.

Der Menschheit Krone zu erringen,  
Nach der sich alle Sinne dringen,

das war das hohe Ziel, das sich im Überschwang des Kraftgefühls das neue Geschlecht setzte. Es war die Absage an das Bildungsideal des Rokoko.

\*) In dem Buche *La Saxe galante* heißt es von dem sächsischen Minister Hohn: Le ministre chercheoit depuis longtems une femme: il ne vouloit point de Saxonne, quoiqu'il füt Saxon; il disoit qu'elles étoient trop galantes et trop dependières. Der vorsichtige Mann heiratete eine Auswärtige — die spätere Maitresse Augusts des Starken, die Gräfin Cosel.

